

Und keiner lacht

Das Münchner Stadtmuseum zeigt die Kunst der 1920er Jahre im Dialog zwischen Malerei und Fotografie

Der Mann hat gerade die Gasmaske vom Gesicht gezogen. Er hält sie unter sein Kinn und richtet seinen Blick auf den Betrachter des Bildes. Eine seltsame Interpretation eines Selbstporträts? Oder eine äußerst zeitgemäße Art, auf sich selbst und auf die Welt zu blicken? Das Werk von Barthel Gilles aus den Jahren 1929/1930 ist ein Plakatmotiv für die Ausstellung „Welt im Umbruch – Von Otto Dix bis August Sander – Kunst der 20er Jahre“ im Münchner Stadtmuseum. Die Schau wurde zusammen mit dem Bucerius-Kunst-Forum Hamburg realisiert und aus dem eigenen Münchner Bestand um Fotografien erweitert, sodass sich jetzt rund 40 Gemälde und Zeichnungen mit einer Vielfalt von 200 Fotos mischen und von den Besuchern, ausgerüstet mit aktuellen Schutzmasken, betrachtet werden können.

Der kühle, sachliche Blick von außen

Es ist ein kühler, sachlicher Blick, den die Künstler vor hundert Jahren auf die Welt richteten. Sie sezieren geradezu ihre nähere und weitere Umgebung. Symbol dafür ist das erste Exponat, eine Schwarz-Weiß-Fotografie von Ewald Hoinkis, die nichts anderes zeigt als ein Brillengestell mit Schlagschatten. In den Blick genommen werden Details von Pflanzen (Karl Blossfeldt) oder Trinkgläser von oben betrachtet – mal als Fotografie von Albert Renger-Patsch, mal als Gemälde von Hannah Höch. Den Bildern wohnt eine Strenge inne, die sich auch bei den Porträts fortsetzt. Da lacht keiner, wenn er Modell sitzt – auch nicht die arrivierten Bürger, die der Fotograf August Sander ablichtet. Otto Dix stilisiert



Die Ausstellung beleuchtet eine Zeit der Extreme und Gegensätze: Zu sehen sind Werke wie Georg Scholz' „Selbstbildnis vor der Litfaßsäule“.

– F.: Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Museum Ludwig, Köln Sammlung Dietmar Siebert, München / VG Bild-Kunst

sich mit strengem Blick und weißem Kittel als Künstler, der auf seiner Palette nur düstere Farben mischt. Tatsächlich ist mit dem heutigen Wissen, welche politischen Katastrophen auf Europa

zukunftigen, diese Sicht auf die Welt prophetisch.

Auffällig ist, dass auch die Menschen am Rande der Gesellschaft in den 1920er Jahren für würdig erachtet werden, auf der Lein-

wand gezeigt zu werden. Ein arbeitsloser Hamburger Werftarbeiter steht den Malern Modell und wird mit seinem markanten, zerfurchten Gesicht auch mal als Kohlekumpel und Anarchist beti-

telt. Frauen aus Cafés und aus dem Rotlichtmilieu zeigen Bubi-kopf und Zigarette, aber auch ihren desillusionierten Blick – sie sind gezeichnet vom Leben. Und der „Zeitungsjunge“, der die so-

zialistische „Arbeiter-Illustrierte-Zeitung“ feilbietet, wird von Conrad Felixmüller an einer Straßenecke so verhärtet und frierend mit übergroßer Schiebermütze auf dem schmalen Kopf gemalt, dass er der Bruder des „Mädchens mit den Schwefelhölzern“ sein könnte, von dem Hans Christian Andersen schon 1845 in seinem sozialkritischen Märchen erzählte.

Politischen Positionen
krass herausgearbeitet

Der Ernst der Menschen wird vor allem aus der Nähe dargestellt. Die Industrieanlagen und Städte, die gemalt und fotografiert werden, sind fast immer menschenleer. Die Fensterhöhlen an den Straßen sind grau und dunkel, die Werkshallen gefüllt mit monumentalen Maschinen, der Fußboden ist steril und sauber. Eine stilistische Ausnahme ist die Foto-Collage von Herbert Bayer „Einsamer Großstädter“: Hier wird eine Berliner Hausfassade der Gründerzeit überlagert und verschattet von übergroßen, hilflos erhobenen Händen, aus deren Innerstem ein Augenpaar den Betrachter anblickt. Das ist die Fantasie des Surrealismus, die der Neuen Sachlichkeit die Stirn bietet, ohne den Ernst der Lage zu verbergen. Die politischen Positionen werden immer krasser herausgearbeitet – bis hin zur Collage eines Tannenbaums mit Hakenkreuz-Ästen von John Heartfield für die Arbeiter-Illustrierte-Zeitung im Dezember 1934, als diese bereits im Prager Exil produziert wurde. Die Schatten in dieser Welt vor hundert Jahren wurden immer länger.

Annette Krauß

Bis zum 10. Januar 2021 im Münchner Stadtmuseum am St.-Jakobs-Platz, Di bis So von 10 bis 18 Uhr.

Bayerischer Kabarettpreis für Max Uthoff

Der Kabarettist Max Uthoff (53) erhält in diesem Jahr den Bayerischen Kabarettpreis. Der gebürtige Münchner sei der „Professor unter den Kabarettisten“ und stelle „wie in einer universitären Vorlesung“ Thesen, Antithesen und Synthesen „in atemberaubendem Tempo“ gegenüber, teilte der Bayerische Rundfunk (BR) gestern in München mit. Wenn Uthoff, der aus der ZDF-Sendung „Die Anstalt“ bekannt ist, Politikerlügen entlarve und komplexe Wirtschaftszusammenhänge auseinandernähme, erfahre das Publikum ein „Aha-Erlebnis“. Die Preisverleihung findet am 26. Oktober im Unterföhringer BR-Studio statt. Den Ehrenpreis erhält die SchauspielerIn und Kabarettistin Maren Kroymann. Die 70-Jährige sei der lebende Beweis dafür, „dass Frauen alles können, was sie wollen“. In Walsrode geboren und in Tübingen aufgewachsen, seien es „schon immer frauenemanzipatorische Themen“ gewesen, die Kroymann bewegt hätten. Aus diesem Komplex schöpfe sie ihre Figuren, die sie genau beobachte, exakt umsetze und damit die ganze Bandbreite möglicher Frauenbiografien reflektiere, heißt es in der Würdigung. Den Musikpreis erhält der gebürtige Ostwestfale Sebastian Krämer. Der Senkrechtstarter-Preis für den besten Nachwuchskabarettisten erhält Tahnee Schaffarczyk aus dem nordrhein-westfälischen Heinsberg. Die Aufzeichnung der Preisverleihung sendet das BR-Fernsehen am 29. Oktober ab 21 Uhr. – epd

Nichts für Anfänger!

„Wie wir jetzt leben“ von Susan Sontag

Bei Vorträgen und Lesungen streute Susan Sontag immer mal wieder eine Erzählung unter ihre Reden und Essays. Das Publikum reagierte darauf erstaunt und konnte damit meist wenig anfangen. Das kann durchaus als exemplarisch gelten. Bis heute gilt die 1933 in New York City geborene und 2004 dort auch gestorbene Amerikanerin als „femme de lettres“, die vor allem durch ihre kulturkritischen und menschenrechtsaktivistischen Essays („Kunst und Antikunst“, 1966; „Über Fotografie“, 1977) Berühmtheit erlangte. Kurzgeschichten schrieb sie gerade mal 16 an der Zahl. Zu ihren Lebzeiten erschien nur eine einzige Sammlung („Ich etc.“, 1978).

Insofern war das Büchlein „Wie wir jetzt leben“, das fünf Erzählungen Susan Sontags aus den 1980er und frühen 90er Jahren versammelt, lange überfällig. Auch, wenn es keine wirklichen Überraschungen birgt. Enthält es mit „Wie wir jetzt leben“ (1986) und „Wallfahrt“ (1987) doch ihre bekanntesten Geschichten. Zwei Texte übrigens, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten, die exemplarisch dafür stehen, dass Short Stories, in denen sie sich formal erproben und sich ihrer selbst vergewissern konnte, der Autorin vor allem zum Experimentieren dienten. Was es den Lesern nicht immer leicht macht.

Als Beispiel kann die Erzählung „Wie wir jetzt leben“ gelten, in der Susan Sontag all die Fehler macht, die einem Studenten in einem Kurs für Kreatives Schreiben eigentlich ausgeblät werden. Schon auf der ersten Seite werden acht Namen eingeführt. Im weiteren Verlauf kommen noch unzäh-

lige dazu. Das aber ist Konzept. Entsteht so doch ein Chor der Stimmen, der sich über einen erkrankten Freund auslässt, der bezeichnenderweise bis zum Schluss keinen Namen besitzt. Obwohl es nie ausgesprochen wird, handelt es sich bei der Erkrankung zweifelsfrei um Aids. Ein enger Freund Susan Sontags erhielt in den 80er Jahren die Diagnose und sie untersucht in ihrem Text wie sich das Kommunikations- und Diskursverhalten in den Freundeskreis dadurch verändert.

Während die Erzählung kaum lesbar ist und schnell nervt, ist „Die Wallfahrt“ ganz konventionell geschrieben und gewährt einen feinsinnigen Einblick in die Psyche der jungen Susan Sontag. Im Alter von 14 Jahren besuchte sie mit einem Freund den Nobelpreisträger Thomas Mann 1947 in seinem Exil in Pacific Palisades. Scham überfällt sie noch Jahre später, wenn sie daran denkt. Gerade hat sie den „Zauberberg“ gelesen und verehrt den Schriftsteller. Der aber empfängt die Kinder förmlich im Anzug und redet nicht wie ein Buch, sondern wie eine Buchbesprechung. Es ist ein beeindruckender autobiografischer Text, der viel über Susan Sontag und das bildungsbürgerliche jüdische Milieu, in dem sie aufwuchs, aussagt, zugleich aber die Welt der Kunst feiert, die dem wirklichen Leben um so viel überlegen ist.

Der neue Band sei deswegen keinem empfohlen, der Susan Sontag kennen lernen will, sondern eher den Fans.

Welf Grombacher

Susan Sontag: „Wie wir jetzt leben“, Hanser, 126 Seiten, 20 Euro,

Leicht und schwer

Jonas Kaufmann wurde bei Opus Klassik geehrt – Zwei Aufnahmen

In einer großen Fernsehgalä wurde am Sonntagabend der Musikpreis Opus Klassik verliehen – der Nachfolger des Echopreises, der eingestell wurde. 47 Preisträger in 25 Kategorien erhielten die Auszeichnungen, die vor wenig Publikum im Konzerthaus Berlin bei einer Gala überreicht wurden.

Die Ehrung für sein Lebenswerk erhielt der österreichische Pianist Rudolf Buchbinder, der eine eindringliche Rede an die Politik hielt, Musik und Kunst in diesen schweren Zeiten zuzulassen.

Als Sängerin des Jahres wurden Marlis Petersen und Elina Garanca geehrt; den Titel Sänger des Jahres durfte der Operntenor Daniel Behle entgegennehmen. Als Instrumentalistin wurden die Geigerin Anne-Sophie Mutter geehrt sowie Dorothee Oberlinger (Blockflöte), die den Musikfreunden Ostbayerns von zwei Auftritten bei den Europäischen Wochen Passau bekannt ist (2005 und 2008).

In der Rubrik „Klassik ohne Grenzen“ wurde die Leistung des Tenors Jonas Kaufmann hervorgehoben. Die Auszeichnung erhielt er für sein Album Wien, das 2019 erschien.

„Wien“

Der bayerische Tenor bietet hier eine beliebte Mischung Wiener Lieder und Szenen aus Operetten: Musik von Johann Strauß, Franz Léhar, Emmerich Kálmán, Robert Stolz, Ralph Benatzky, Jaromir Weinberger, Hans May, Rudolf Siczynski, Hermann Leopoldi, Peter Kreuder und Georg Kreisler.

Der Schmelz seiner Stimme passt hervorragend zu den üppigen Melodien der Operetten aus den 1920er Jahren. Freilich: die Musik Georg Kreislers oder Peter Kreuders kommt hier zu schön und opulent. „Der Tod, das muss ein Wiener sein“ ist hier wenig morbide. Einen hervorragenden Teppich breiten die Wiener Philharmoniker unter dem Dirigenten Ádám Fischer aus. Jonas Kaufmann bleibt aber an der schönen Oberfläche.

„Otello“

Wer den Tenor in allen Untiefen der Seele erleben will, der muss ihn als Titelfigur in Giuseppe Verdis „Otello“ hören. 2017 gab er sein Rollendebüt als der vermeintlich betrogene Ehemann in London, 2019 stand er in dieser Partie in Rom auf der Bühne; heuer entstand die Produktion mit dem Orchestra e Coro dell' Accademia Nazionale di Santa Cecilia unter der Leitung des Dirigenten Antonio Pappano. Gleich vorweg gesagt: Orchester und Chor sind bestens aufgestellt. Pappano ist ein Dirigent, der auf rasche und forschende Tempi setzt.

Otello, der Feldherr von Venedig, ist eine Figur, die Extreme erlebt – vom Strahlemann als Sieger bis zum von Eifersucht zerfressenen Zweifler und schließlich Mörder. Der charismatische Kaufmann gibt diese Figur ein gutes Profil; vom Liebhaber mit eleganter Stimmführung entwickelt er eine Aggressivität in der Stimme und gibt damit der Reizbarkeit und Unbeherrschbarkeit Otellos Gestalt. Er weiß mit musikalischen Effekten zu spielen. Dabei



Tenor Jonas Kaufmann im Palais Garnier in Paris. – Foto: Gregor Hohenberg, Sony Classical

kommt ihm auch seine baritonale Einfärbung zu Gute. Mit Carlo Alvarez als intriganter Jago ist ein weiterer Weltstar bei der Aufnahme dabei. Federica Lombardi als Desdemona bleibt dagegen zu verhalten.

Eine Gesamtaufnahme, die zu den bleibenden „Otello“-Einspielungen gehört. Edith Rabenstein

► Wien, Sony, 20 Euro

► Otello, Deluxe-Edition mit Textbuch, Sony, 20,70 Euro